

„Hirtenlanze“ (S. 30), sondern ein Instrument namens Urga (in der alten mongolischen Schrift *urgha* geschrieben), eine lange Rute mit einer Schlinge am Ende: Es dient dazu, Pferde einzufangen (das Gegenstück zum Lasso). Es gibt Unsicherheiten: Auf Seite acht beträgt die Einwohnerdichte der Mongolischen Volksrepublik 0,9 pro qkm; auf Seite 67 hat sich die Bevölkerung ver Hundertfacht mit einem Einwohner pro Hektar.

Geschichte: Z. B. S. 42: „Erst Dschingis-Khan wagte den großen, aufs Ganze gerichteten Angriff auf China. 1215 eroberte er Peking.“ War China doch just derjenige Erdteil, den zu erobern Dschingis-Khan sich versagt hatte. Peking mit Yen-ching gleichzusetzen ist unzulässig; desgleichen die Subsumierung sämtlicher Nomadenvölker Eurasiens unter die Mongolen (S. 29, & al.): Skythen, Hunnen, und was es sonst noch gab, sie sind dem Autor *tout même chose*.

Gravierend ist die falsche Ansicht, die Mongolei sei jemals ein Teil Chinas gewesen, e. g. S. 42: „Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Mongolei Teil des seit 1644 von der Mandschu-Dynastie geführten Chinesischen Reiches.“ Richtiger wäre: „Teil des Mandschu-Reiches“ (zu dem auch China gehörte). Das Diehlsche Geschichtsbild entspricht nicht den Tatsachen, sondern der offiziellen Propaganda beider Chinas, beschert es doch der (Volks-)Republik China den Anschein eines aus Kaisers Zeiten ererbten Rechtsanspruches auf die Mongolei, oder auch auf Tibet. Tatsächlich ist ein solcher Rechtsanspruch inexistent. Jene Nationen kannten zwar die Oberhoheit des mandschurischen Groß-Khans an, doch nicht weil er „Kaiser von China“ war (wie von unbefugter Seite ein solcher rundweg betitelt zu werden pflegt), sondern als den Erben Dschingis-Khans. Desgleichen war der „diesen Teil der Mongolei regierende chinesische Statthalter“ (S. 28) eben kein „chinesischer Statthalter“, also Statthalter der Chinesischen Regierung (die es ja ihrerseits gab), sondern er war Statthalter des Groß-Khans; und er war, von seiner Person her, entweder Mandschure oder Mongole – niemals Chinese. Auch in Ostasien gab es nämlich ein Völkerrecht, und es war komplex.

Auf Apophthegmen wie etwa (S. 75): „Die großen Tyrannen [gemeint sind die Fürsten der eurasiatischen Nomaden, Dschingis-Khan mit inbegriffen] bewirkten nichts Dauerndes, das ihren Völkern zugute gekommen wäre...“ erübrigt es sich einzugehen.

Im Vorspann heißt es, vorliegendes „literarisches Reisebuch“ sei „prall gefüllt mit der Schilderung von Ereignissen und Erlebnissen, deren Ausdeutung das Leben in einem Beruf spiegelt, dem Günter Diehl leidenschaftlich gern das Beste abgewonnen hat.“ Die Frage ist bloß, was erwartet man von einem Botschafter der Bundesrepublik Deutschland?

F. A. Bischoff, Hamburg

Günther DIEHL: *Ferne Gefährten. Erinnerungen an eine Botschaft in Japan*. Frankfurt a. M.: Societäts-Verlag 1987.

Der Autor, der von 1977–1981 den Posten des deutschen Botschafters in Tôkyô bekleidete, legt hier einen Rechenschaftsbericht über seine Tätigkeit vor und zeigt dem Leser gleichzeitig Zukunftsperspektiven auf. Die Zeit, die Diehl in Tôkyô verbrachte, war geprägt von Wirtschaftsgipfeln und Handelsproblemen, hatte sich doch sein Gastland in der Situation seit den Ölkrisen viel besser bewährt als die westlichen Industrienationen.

Etwas befremdlich wirken Diehls wiederholte Seitenhiebe gegen die „Ostpolitik“. Ist er wirklich der Ansicht, die Bundesrepublik hätte gegenüber der Sowjetunion die gleiche Bewegungsfreiheit wie das von ihm zum Vergleich herangezogene Japan? Und muß er nicht, wenn er sich rühmt, durch sein Eingreifen den Besuch Honeckers in Tôkyô um ein Jahr verzögert zu haben, fürchten, die befreundeten Japaner mit deutschem „Familienkrach“ zu nerven? Hat sich das wirklich gelohnt? Unerfreulich sind auch seine Auslassungen zur Kulturpolitik. Hier gibt er vor, sich zum Anwalt für die Interessen der Steuerzahler zu machen, indem er einen konservativen Kurs nach seinem eigenen Geschmack fordert. Offensichtlich soll die Regierung, wenn sie kulturelle Aktivitäten finanziell fördert, auch die Inhalte bestimmen dürfen. Sieht man einmal davon ab, daß der durchschnittliche Steuerzahler generell eine Abneigung dagegen haben dürfte, daß sein Geld für Kulturpolitik ausgegeben wird, so muß sich Diehl doch vergegenwärtigen, daß die Gesellschaft der Bundesrepublik pluralistisch ist und daher auch verschiedene Aspekte berücksichtigt werden müssen. Wie er sich die Selbstdarstellung wünscht, wird deutlich, wenn er voller Neid auf seinen DDR-Kollegen sieht, der sich auf Wald- und Burgenromantik, auf klassische Musik und Meißner Porzellan konzentrieren durfte, „im Gegensatz zu der von uns überreichlich angebotenen Häßlichkeit und Schluderei im Kulturrummel.“ Angeblich wollen die Japaner dieses Bild gepflegt haben. Wäre das aber wirklich ein Grund, das ebenso unehrliche wie bequeme Lederhosen-Neuschwanstein-Image für alle Zeit zu konservieren? Und hat der Botschafter hinter der japanischen Höflichkeit das Interesse an drängenden Gegenwartsproblemen und Unzulänglichkeiten in Deutschland nicht erkannt? Denkt nicht auch die von Diehl so offensichtlich favorisierte Partei über Freiheiten in der Kulturpolitik inzwischen etwas anders, ebenso wie über die Ostpolitik und die von Diehl so abfällig behandelte ökologische Bewegung? Warnungen vor den Gefahren der Kernkraft tut er als bloßes „Geschrei“ ab und die Reaktionen der Öffentlichkeit auf den Unfall in Harrisburg als übertrieben (Tschernobyl scheint er bei Abschluß des Manuskripts noch nicht gekannt zu haben); bei Buchausstellungen zu umweltpolitischen Themen befürwortet er Auswahlkriterien, die der Ausübung einer Zensur sehr nahe kämen.

Erfrischend dagegen sind die Ansichten des Autors zur Wirtschaftspolitik, dem Hauptanliegen seines Werkes. Er versucht, dem Leser die Angst vor den Japanern zu nehmen und Vorurteile abzubauen. Dazu warnt er zunächst einmal, von dem fernöstlichen Partner zu fordern, die eigenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Normen zu übernehmen. Auf vielen Gebieten erkennt er die Überlegenheit der Japaner an, dämonisiert sie deshalb aber nicht etwa, sondern erklärt sie vielmehr zu Vorbildern, so z. B. auf dem Gebiet der Marktanalyse und des Fremdsprachenerwerbs. Außerdem scheut er sich nicht, im Vergleich zu ihrem Fleiß und Ehrgeiz die bundesrepublikanische Gesellschaft als geradezu „dekadent“ zu bezeichnen. Deutschen Firmen zeigt er Wege auf, sich den Zugang zum japanischen Markt zu öffnen, statt in das sattsam bekannte – und von ihm als weitgehend unberechtigt angesehene – Lamento über Behinderungen einzustimmen.

In einer langfristigen Kooperation mit den Japanern auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet sieht Diehl große Vorteile, haben doch die „fernen Gefährten“ teilweise die gleichen Probleme: Rohstoffknappheit und Exportabhängigkeit. Sie haben daher beide ein starkes Interesse an einem freien Welthandel und sehen sich oft durch protektionistische Maßnahmen der USA behindert; auch einige EG-Staaten erheben immer wieder die Forderung nach Errichtung von Handelsbarrieren. Auf den von Diehl so ausführlich behandelten Wirtschaftsgipfeln zeigte sich daher oft eine Übereinstimmung der Auffassungen zwischen der Bundesrepublik und Japan. Ähnlich gelagerte Interes-

sen sieht er außerdem auf dem Gebiet der Kernenergie, für das Nord-Süd-Verhältnis, Sicherheitsfragen und für die internationale Politik allgemein. Freunde außerhalb der eigenen geographischen Hemisphäre und des abendländischen Kulturkreises könnten daher von großem Nutzen sein, besonders wenn sie, – so sein Urteil – so zuverlässig wie die Japaner sind. Deren drohender Isolierung im Kreise der demokratisch verfaßten Industrienationen müßte daher energisch entgegengearbeitet werden.

Diehls Buch ist nicht nur wegen der aufgezeigten Zukunftsperspektiven wertvoll, sondern auch, weil es Einblick verschafft in die Arbeit einer Botschaft. Der Versuch, daneben ein Bild vom japanischen Alltag zu zeichnen, ist nicht ganz gelungen, wohl deshalb, weil ein hoher Diplomat davon zwangsweise nur einen kleinen Ausschnitt kennenlernt. Wenn er behauptet, daß die öffentlichen Verkehrsmittel Tôkyôs zu jeder Tages- und Nachtzeit fahren, zeigt dies nur, daß er nie darauf angewiesen war, den letzten Bus oder die letzte Bahn noch zu erreichen; beide fahren für eine Großstadt erstaunlich früh ab. Auch sonst findet sich eine Reihe sachlicher Fehler, die sich aber in einem entschuldbaren Rahmen halten. In Bezug auf die Schreibweise japanischer Namen und Begriffe ist Diehl ebenfalls nicht ganz firm.

Gerhard Krebs, Freiburg i. Br.